

Sarah Kirsch ist eine Hexe

Aus der ZEIT Nr. 28/1976 2. Juli 1976, 8:00 Uhr

Von Urs Widmer

Ich möchte gern ein paar Worte zu den Gedichten von Sarah Kirsch [<https://www.zeit.de/thema/sarah-kirsch>] sagen. Das fällt mir nicht ganz leicht, Sarah Kirschs Gedichte sind, trotz oder wegen ihrer öffentlichen Rolle, zerbrechlich und geheim. Sätze *über* sie können sie verletzen. Es ist aber nicht etwa schwierig, über Sarah Kirschs Gedichte zu sprechen, weil sie immer etwas mit ihren – und dann auch mit unseren – Gefühlen zu tun haben. Über Gefühle kann ich sprechen, auch öffentlich. Eher meine ich, daß Sarah Kirsch in ihren Gedichten eine nicht leicht beschreibbare Gratwanderung geht: Einesteils sucht sie in sich ständig nach Worten für etwas, was auch für sie selber grad eben noch wortlos gewesen ist (und sie stößt dabei natürlich nicht auf Begriffe, die reibungslos im allgemeinen Verständnis aufgehen). Andererseits hält sie sich, fast wie ein Medium, offen für die Sehnsüchte und Ängste der Menschen, mit denen sie lebt. Eine Art Sprachrohr der verschütteten oder vielleicht auch nicht erlaubten Gefühle ihrer Gesellschaft. Jedes Gedicht kommt mir wie ein von mir nicht aufzuschlüsselndes Gemisch aus sehr öffentlichen und sehr Geheimem vor. Ein Geständnis großer Einsamkeit und eine Hoffnung, mit allen Menschen gemeinsam sein zu können.

Gedichte, auch wenn sie aus ganz normalen Wörtern zusammengesetzt sind, sagen etwas, was sich mit den normalen Wörtern eben nicht sagen läßt. Vielleicht würde auch Sarah Kirsch lieber mit anderen Menschen *sprechen*, statt ihnen Gedichte zu schreiben. Aber sie kann es nicht – oder nur zum Teil. Irgend etwas steht ihr im Weg: die andern, sie sich selbst. Vielleicht sind ihre Gedichte Mitteilungen an ihre Freunde aus dem Bereich, den sie ihnen nicht *sagen* kann. Früher wurden Gedichte nur gesprochen, das heißt, sie wurden gesungen. Heute schreibt Sarah Kirsch sie an einem Ort auf, und wir lesen sie an einem andern Ort. Das ist natürlich ein Verlust. Die Welt ist groß geworden. Petrarca, zu dessen Zeit man für eine Reise von Avignon nach Rom drei Monate brauchte, konnte sich trotzdem in einer überschaubaren Welt fühlen. Er konnte sich auch, offenbar, des Wortes mächtig fühlen. Bei Sarah Kirsch würde ich zögern, sie des Wortes mächtig zu empfinden. Allein schon der Begriff "mächtig" kommt aus einer andern Welt als ihre Gedichte. Heute gehen vielleicht nicht die Dichter besonders souverän mit den Wörtern um, sondern

das tun die Politiker oder die Journalisten oder der sprichwörtliche Mann auf der Straße. Der gebraucht seine Wörter ohne das leiseste Bauchgrimmen. "Alles klar", sagt er zur sprichwörtlichen Frau auf der Straße, obwohl fast alles sehr unklar ist. Sarah Kirschs Gedichte sprechen also eher davon, daß das Leben eine schwierige Sache ist, wenn man es einigermaßen identisch mit sich selber tun will. Dabei sind sie nie wehleidig. Sie sind oft lustig. Sie sind, weil sie Trauer der Verluste nicht verleugnen, auf eine unauffällige Art mutig. Sie sind voll wilder Sehnsucht nach einem intensiven, sinnvollen Leben.

Man könnte sich heute nicht mehr vorstellen, daß ein Dichter wie damals Petrarca auf einem Karren, von Jungfrauen gezogen, bekränzt, mit einer Toga bekleidet und einer Lyra unter dem Arm, durch die Straßen gezogen würde, umtost vom Applaus der Masse. Trotzdem hätten wir ja eine geheime Lust, so etwas mit Sarah Kirsch und Ernst Meister zu tun, und ein ganz kleines bißchen tun wir es ja auch. Schon zu Petrarcas Zeiten waren so Feiern vermutlich ambivalent: Eine Frau vergriff sich bekanntlich in ihren Flaschen und schüttete über den bekränzten Dichter, statt eines wohlriechenden Parfüms, etwas Ätzendes.

Dem armen Petrarca fielen in der Folge die Haare aus.

Ich will noch ein bißchen weiter abschweifen: Seitdem wir gelesen haben, daß Präsident Kennedy in einer Minute zehn Seiten Prosa lesen konnte, sind seine Leseleistungen das Ideal der Leser in Industrienationen überhaupt geworden. Woran wir ein Jahr schreiben, das schafft der an "Spiegel"-Lektüre geschulte Leser in einer Stunde. Das gesteigerte Lesetempo hängt aber auch damit zusammen, daß Gedrucktes mehr und mehr keine neuen Erfahrungen mehr vermitteln soll, sondern nur noch dazu dient, alte Erfahrungen in neuen Wort-Arrangements zu bestätigen. Schreiben für die Massenmedien ist für viele Journalisten heute zu einem Verpackungsproblem degeneriert. Gedichte aber geraten in einen immer heftigeren Widerspruch zum sogenannten normalen Lesen. Sie ertragen nur ein sehr langsames Lesetempo. Man muß in ihnen wirklich neugierig auf die Erfahrungen von jemand *anderem* sein und daher nicht nur auf das tägliche bestätigende Aha-Erlebnis lauern. "Ich kannte nur mich", sagt Sarah Kirsch in einer Zeile eines ihrer Gedichte, "und das war zuwenig." Das ist zuwenig. Aber manche Leute leben tatsächlich so, als hätten sie schon einmal gelebt. Sie wissen alles erschreckend genau. Manche Leute leben so, als könnten sie später einmal das Versäumte nachholen. Es scheint ihnen gar nicht darauf anzukommen, daß sie im einzigen Leben, das sie haben, gefühllose Säue, eingebildete Besserwisser, korrupte Spekulanten oder sture Langeweiler sind. Sie scheinen gar nie zu denken, daß es ihr einziges Leben ist, das ihnen da unter der Hand zerrinnt, nutzlos, trostlos, hoffnungslos. Sarah Kirsch aber lebt gern, oder sie möchte gern leben. Sie liebt das Leben, und sie liebt die Menschen. Sie weiß, daß wir alle nur mit Wasser kochen. Aber

dahinter ist bei ihr immer eine heftige Sehnsucht nach etwas Besserem, Schönerem, Heftigerem. Es ist kein Wunder, daß einer ihrer Gedichtbände "Zaubersprüche" heißt. Sarah Kirsch weiß, daß es einmal Wörter gab, die Berge zum Zerspringen bringen konnten – oder Menschen, die es glaubten. Sie ist eine oft melancholische Zauberin. Sie hat begreifen gelernt, daß die Berge nicht wirklich zerspringen, wenn man sie bespricht. Nichts zerspringt wirklich vor den Wörtern der Dichter: Gefängnismauern nicht, keine Grenzen, keine Türen, keine zugemauerten Herzen, nicht einmal das eigene. Sarah Kirschs Gedichte haben zuweilen eine Art Dennoch-Magie. Sie setzen auf das magische Wort, obwohl sie wissen, daß die Magie nicht wirkt. Sarah Kirsch ist, wie alle Dichter, nicht mächtig, sondern ohnmächtig. Sie jammert nicht darüber. Sie hält sich nicht für etwas Besseres.

Sarah Kirschs Gedichte sprechen alle von Freiheit. Sie hat einen heftigen, unideologischen Freiheitsbegriff, der sich gewiß auch an den Grenzen der eigenen Psyche und Physis reibt. Aber es ist wichtig, daß irgendwer heftige Freiheitssehnsüchte ausspricht und aufbewahrt. Die Erinnerung an schon einmal Errungenes oder in Zukunft Mögliches geht so schnell verloren. Die Hühner in den Legeanstalten denken, daß die gesamte Welt aus einer Stange, einem Neonlicht, Hormonfutter und anderen Hühnern besteht. Weil die Hühner es nicht geschafft haben, eine kulturelle Tradition aufzubauen, ist ihnen jede Erinnerung an stolze Hähne, weite Hühnerhöfe, grüne Wiesen und blauen Himmel verlorengegangen.

"Ich hoffe", sagt Sarah Kirsch zu ihren "Zaubersprüchen", "daß Hexen, gäbe es sie, diese Gedichte als Fachliteratur nutzen könnten." Sarah Kirsch ist auch eine Hexe: Hexen reiten auf ihren Besen lachend über soziale und innere Schranken hinweg, mit hohem Risiko. Sie sind verbrannt worden, weil sie die Freiheit liebten. Vielleicht ist auch Sarah Kirsch, vielleicht sind auch wir nicht sicher, daß es nicht wieder eine Zeit geben könnte, in der ihr und uns so etwas zustoßen könnte.